



Hier stapft
der falsche
Graf Laszlo
von Almásy
durch
den falschen
Dünensand

Aufnahmen:
Peter W. Engelmeyer

Die Wüste des Englischen Patienten

Als Saharaforscher auf den verwehten Spuren eines Filmhelden / Von Stefan Kröplin

Der „Englische Patient“ von Michael Ondaatje ist ein außergewöhnlich guter Roman und ein bemerkenswerter Film. Er schildert im Rückblick eines Sterbenden am Ende des Zweiten Weltkriegs dessen zwei Hauptleidenschaften: die Liebe zur Frau eines andern und zur ägyptischen Wüste. Dabei greift diese Liebesgeschichte ständig auf wirkliche Personen und wahre Gegebenheiten zurück, allen voran auf den Grafen Laszlo von Almásy, den tragischen Helden dieser Geschichte, und auf seine Reisen in der östlichen Sahara.

Wer dort heute als Wissenschaftler arbeitet, wandelt auf den Spuren der Romanfiguren. Diese waren denn auch lange vor Erscheinen des Films Gesprächsthema bei unseren monatelangen geologischen und archäologischen Geländearbeiten, bei Fahrten durch wogeloses Gelände und auf der Suche nach Passagen durch Dünengebiete, Gebirgsplateaus und Täler. Vor diesen standen in den dreißiger Jahren auch die Protagonisten des „Englischen Patienten“.

Die Filmfassung allerdings hinterläßt trotz ihres fesselnden Aufbaus, der vollendeten Aufnahmen und hervorragenden Schauspielerei beim Sahara-Kenner gemischte Gefühle, ja, der halb dokumentarische Charakter und einzelne Elemente des Szenarios fordern zum Vergleich von Fiktion und Fakt geradezu heraus.

Warum ist gerade die östliche Sahara mehr als andere Regionen der größten Wüste der Erde so reich an außergewöhnlichen Gestalten, an Forschern wie Abenteurern, deren Namen eng mit den Örtlichkeiten verknüpft bleiben? Es mag an der geographischen Besonderheit, der gänzlichen Unbewohntheit und späten Erforschung der „Libyschen Wüste“ Ägyptens und des Nordwestsudan liegen, des trockensten und leblosesten Teils der Sahara. Außerhalb der großen Oasen fehlt Wasser völlig. Seit Jahrtausenden gibt es in einem Gebiet, doppelt so groß wie ganz Deutschland, weder Siedlungen noch Beduinen und nur wenige Pflanzen, Tiere und Pfade. Selbst die alte Sklaventrassenroute vom Nordsudan nach Südägypten, die Darb el Arbain, die „Straße der vierzig Tage“, wurde vor hundert Jahren aufgegeben.

Die erste wissenschaftliche Expedition in diese Wüste wurde im Winter 1873/74 von dem zu Unrecht oft als Abenteurer geschmähten Gerhard Rohlfs geführt. Erst fünfzig Jahre später folgte die Entdeckung des legendenumwobenen Jebel Uweinat, des höchsten Berges der östlichen Sahara, durch den ägyptischen Diplomaten Hassanein Bey. Zu gleicher Zeit erkundete Douglas Newbold, der Gouverneur der sudanesischen Darfur-Provinz, auf der letzten mit Kamelen durchgeführten Forschungsreise den südlichen Teil der Libyschen Wüste. Die flächenhafte Erforschung begann jedoch erst in den dreißiger Jahren mit den ersten geländegängigen Kraftfahrzeugen. Die Pioniere waren hauptsächlich enthusiastische Laien auf der Suche nach verschollenen Oasen, Bergen oder Armeen.

So verbinden sich mit den Weiten dieser Wüste die Namen von englischen, ägyptischen, deutschen, italienischen und ungarischen Personen, die alle irgendwie in den Roman Eingang fanden. Da ist der Prinz Kemal ed Din Hussein, der auf den ägyptischen Thron verzichtete, um mit dem Geographen John Ball die Wüste seines Landes zu erschließen und der sich als erster im Januar 1926 mit Citroën-Raupenschleppern dem sagenumwobenen Gilf Kebir näherte, einem Sandsteinplateau von der Größe Korsikas in der Südwestecke Ägyptens. Oder der britische Offizier Ralph Bagnold, der in seiner Freizeit mit selbst umgebauten Fahrzeugen in die Wüste vordrang und als erster die östlichen Täler des Gilf Kebir für das *Geographical Journal* beschrieb. Peter Clayton war Inspektor beim Des-

ert Survey und traf im April 1931 erstmals auf die geheimnisumwitterte Western Side of the Gilf Kebir. Der Deutsche Hans Rhotert machte mit Leo Frobenius die ersten wissenschaftlichen Aufnahmen der Felsbilder der Libyschen Wüste, deren Auswertung zum Teil im Bombenhagel des Zweiten Weltkrieges erfolgte und zur umfassendsten Darstellung dieser Felsbildkunst führte.

Doch die schillerndste Gestalt bleibt der Graf Laszlo von Almásy: ungarischer Sportflieger und Rennfahrer, Abenteurer und Entdecker – der „Englische Patient“. Almásy stammte aus altem Adel. Er durchquerte die ägyptischen und sudanesischen Wüsten im Auto und suchte nach Zerzura, der von alten arabischen Chronisten erwähnten, märchenhaften „Oase der kleinen Vögel“, die er in einem der verwinkelten westlichen Täler des Wüstenplateaus vermutete.

Während des Zweiten Weltkrieges fand sich nun dieses bunte Völklein plötzlich in verschiedenen Lagern wieder. Während Bagnold eine britische Spezialeinheit für Patrouillen in der ägyptischen Wüste aufbaute, stand Almásy auf der deutschen Seite. Der Graf hatte sich 1940 in Budapest als Hauptmann der Luftwaffe für die deutsche Aufklärung anwerben lassen.

Während des Nordafrika-Feldzugs sollte er deutsche Agenten hinter die feindlichen Linien schleusen. Almásy betrat die Libysche Wüste zum letzten Mal im Mai 1942 beim waghalsigen Unternehmen, die deutschen Spione Eppler und Sandstede quer durch 3000 Kilometer Einöde von Tripolis bis nach Asiat in Südägypten zu bringen. Es gibt Hinweise, daß Almásy eigens ein deutsches

liebt diente, verursachte keine Bruchlandung, sondern erlag nach Almásys eigener Aussage der Infektion durch eine giftige Wüstenfliege, die ihn 1932 auf der Rückfahrt vom Gilf Kebir gestochen hatte. Lady Clayton starb kurz danach bei einem Unfall auf ihrem Gut in England.

Doch viel mehr irritiert den saharakundigen Geographen, daß der Film für eine Landschaft, die so eng mit den handelnden Personen verbunden ist, eine gänzlich andere Kulisse wählte. Sicher sind praktische Gründe dafür verantwortlich, daß die meisten Wüstenszenen im leicht zugänglichen Tunesien gedreht wurden und nicht an den Originalschauplätzen nahe der libyschen Grenze, die nur mit großem logistischen Aufwand erreichbar sind. Nur kommen eben nirgends in der ägyptischen Wüste die (im küstennahen Grand Erg Oriental gefilmten) Sterndünen vor, die von Winden aus wechselnden Richtungen geformt werden. Typisch sind vielmehr die Hunderte von Kilometern langen, bis hundert Meter hohen Longitudinaldünen der Großen Sandsee mit ihren schwertartigen Kämmen oder auch die Barchanfelder, Schwärme wandernder Sieldünen, geprägt und bewegt durch die beständigen nördlichen Passatwinde.

Auch ähnelt das Gilf-Kebir-Plateau mit seinen tiefgeschnittenen Schluchten und unüberwindlichen, kantigen Steilrändern eher bestimmten Regionen des Planeten Mars als den gezeigten, ungleich weniger eindrucksvollen, rundlichen Berglandschaften des tunesischen Atlas. Eher belustigend wirkt jene Wüstenszene, in der in höchster Not aus einem eingesandeten Auto Insassen freigeschaufelt werden. In zwanzig Jahren Geländear-

heerlichen Felsbilder im Wadi Sura, dem „Bildertal“, wurden von Almásy auf einer Forschungsexpedition mit Leo Frobenius und Hans Rhotert Ende 1933 entdeckt. Sie wurden von der Expeditionsmalerin Elisabeth Pauli mit großem Fleiß kopiert; ihre leeren Farbtuben fanden wir im vergangenen Dezember dort noch im Sand. Die Darstellungen der Schwimmer verdeutlichen den dramatischen Klima- und Kulturwandel, den diese derzeit trockenste Wüste der Erde durchlaufen hat. Die Dokumentation dieser verwitternden, unwiederbringlichen Zeugnisse wird gegenwärtig im Rahmen des von Rudolph Kuper initiierten Sonderforschungsbereichs zum Umwelt- und Landschaftswandel des ariden Afrika an der Universität Köln fortgesetzt, unterstützt von der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

In Wirklichkeit sind die Gestalten keineswegs (wie im Film) als Brustschwimmer, sondern ähnlich wie Fallschirmspringer dargestellt. Ihre Deutung als Schwimmer war deshalb umstritten, ebenso der Rückschluß auf Seen in dieser Region. Jüngere Untersuchungen ergaben jedoch, daß im Gilf Kebir tatsächlich mehrere Meter tiefe Seen existiert haben, die nach Starkregen wochen-, ja monatelang Wasser führten und bevorzugte Siedlungsplätze waren. Die Felsmalereien waren also keine Phantasie steinzeitlicher Künstler. Denn es muß zeitweilig sogar direkt vor der Höhle möglich gewesen sein zu schwimmen.

Solche Wasserstellen waren die Basis der prähistorischen Besiedlung, die in den entlegenen Gebirgstälern Südwestägyptens 3000 Jahre vor den ersten Pyramiden durch das Auftreten von Keramik gekennzeichnet ist. Diese eignete sich nicht zum Transport und ist somit Hinweis auf eine neue Lebens- und Wirtschaftsweise, deren Beginn „neolithische Revolution“ genannt wurde. In dieser äußerst wichtigen Phase der Menschheitsgeschichte erfolgte der Übergang von der uralten nomadischen Lebensweise der Jäger und Sammler zur (halb)seßhaften Wirtschaftsweise mit Ackerbau, Viehzucht und Vorratshaltung. Sie wurde zur Voraussetzung für die Entstehung der pharaonischen Hochkultur im Niltal und prägt in wesentlichen Grundzügen noch unser heutiges Leben. Diese umwälzende Innovation hat nun nicht, wie bisher angenommen, allein im „Fruchtbaren Halbmond“ Vorderasiens stattgefunden, sondern anscheinend unabhängig und etwa zur selben Zeit nahe der Höhle der Schwimmer.

Nach dem Zweiten Weltkrieg gerieten die abgelegenen Wüstengebiete wieder in Vergessenheit. Sie wurden – auch wenn sich bis vor kurzem kaum ein Soldat dorthin verirrt hat – militärisches Sperrgebiet, was den in der übrigen Sahara verbreiteten Off-road-Tourismus bislang verhindert. Auch der Wissenschaft war bis Ende der siebziger Jahre ein Riegel vorgeschoben. Seitdem allerdings hat die Region ihre alte Anziehungskraft für die naturwissenschaftliche und prähistorische Forschung wiedergewonnen.

Die Geländearbeiten haben zwar heute dank moderner Navigationssysteme viel von ihrer Spannung eingebüßt. Dennoch ist die Erforschung der östlichen Sahara noch lange nicht abgeschlossen. Erst vor wenigen Jahren wurde der 400 Kilometer lange Unterlauf des Wadi Howar entdeckt, der noch in keinem Atlas vermerkt ist und doch einst der größte Zufluß des Nil aus der Sahara war. Ungezählte neolithische Siedlungsplätze und Felsbilder harren noch der Entdeckung.

Der weltweite Erfolg des Films birgt nun die große Gefahr ungebeter Besucher, die den Schwimmern und anderen bedeutenden Felsbildern unweigerlich großen Schaden zufügen werden. Allein das geläufige Benetzen der Felsbilder zur besseren photographischen Wiedergabe würde diese Darstellungen auf brüchigem Sandstein in kurzer Zeit zerstören. Gerade die Felsbildstationen im Gilf Kebir und im Bereich des Wadi Howar brauchen Schutz, am besten durch die Einrichtung eines Nationalparks.



Im Film hat der Graf Zeit für die Liebe, in der Wirklichkeit liebte er Spione

Kriegsgefangenenlager in Italien aufsuchte, um seinen alten englischen Kameraden mitzuteilen, daß er bei dieser Gelegenheit die für ihn bestimmten Minen an der einzigen Passage durch das Gilf-Kebir-Plateau entdeckt und an anderer Stelle deponiert hatte. Warum sollte dies nicht bei einem Glas Whisky geschehen sein? Wenn es jemals einen *gentlemen's war* gegeben hätte, dann in der östlichen Sahara. Vielleicht wurzelt in dieser Anecdote der Bezug zur Toskana und zu den Minen, die Roman und Skript durchdringen.

Almásy ist – anders als in Roman und Film – auf seinen mutigen Wüstenflügen in der Sahara niemals abgestürzt und erlitt deshalb auch keine Verbrennungen, die ihn zum „Englischen Patienten“ hätten machen können. Er starb nicht bei Kriegsende in der Toskana, sondern erst Jahre später in Österreich. Auch sein Sponsor, der englische Baronet Sir Robert Clayton East Clayton, der offenbar als Vorbild des Ehemanns seiner Ge-

beiten haben wir in dieser Gegend keinen Sandsturm erlebt, der ein Fahrzeug binnen kurzem vollständig hätte verschütten können, erst recht nicht mit *feuchtem* Sand. Abwegig ist auch die Darstellung der Beduinen, die den Abgestürzten finden: Es gibt gar keine in dieser Region.

Ins Reich der Phantasie gehört auch der Marsch in die nächstgelegene Oase, das libysche Kufra. Niemand könnte diese über 200 Kilometer lange, brunnenlose Strecke ohne Kamele und zu Fuß zurücklegen. Tatsächlich fuhr Almásy mit Fahrzeugen zur Treibstoffversorgung nach Kufra, wo er von freundlichen Italienern – und nicht etwa von böartigen Briten – aufgenommen wurde. Kufra war damals eine italienische und keine englische Garnison. Ein Mangel an Authentizität zeigt sich auch bei der Höhle der Schwimmer, die im Film von zentraler Bedeutung ist. Zwar gibt es diese Höhle, sie ist jedoch weder tief noch dunkel, sondern ein grottenartiger Felsüberhang. Die